

Der ontologische Gottesbeweis¹

Von HANS MEYER

Im „Proslogium“ hat Anselm einen Gottesbeweis zu führen gesucht, der ihm in der Geschichte dieser Beweise Berühmtheit eingetragen hat. Der Ausdruck „ontologisch“ stammt von Kant und ist für Descartes und Leibniz geprägt. Der Beweis gilt als *a priori* sch. Anselm geht, so sagt man, vom Begriff Gottes als des allervollkommensten Wesens aus. Gott ist zunächst nur ein Gedankending. Nun ist aber das wirkliche Sein vollkommener als das bloß gedachte Sein. Macht man mit dem Begriff des allervollkommensten Wesens Ernst, so kann Gott die Existenz nicht vorenthalten werden. Gottes absolute Vollkommenheit schließt notwendig mit dem Inbegriff aller Vollkommenheiten auch das Merkmal der Existenz ein.

Was ist nicht schon alles über den ontologischen Gottesbeweis geschrieben worden! So viel, daß man meinen möchte, man müßte sich über Sinn, Bedeutung und Stichhaltigkeit endlich im klaren sein. Nichts von alledem. Seitdem Thomas von Aquin Anselms Gedankengang abgelehnt hat, sind die Stimmen für und gegen das Argument nicht verstummt. Nach Thomas hat Anselm nicht bewiesen, daß niemand denken könne, es gebe keinen Gott (es gibt doch Gottesleugner!), sondern nur, daß jemand, falls er Gott kenne, ihn nicht zugleich als seiend und nichtseiend denken könne. Daß derjenige, der den Namen Gottes hört, nicht ohne weiteres einsieht, daß Gott etwas ist, im Vergleich zu dem nichts Höheres gedacht werden kann, geht nach Thomas aus der Tatsache hervor, daß Philosophen Gott für einen Körper gehalten haben. Besitzt jemand den Gottesbegriff als Inbegriff aller Vollkommenheiten, so beweist das wieder nichts. Sieht man sich diesen Begriff der Genesis nach an, so handelt es sich um einen uns von Jugend auf eingprägten und deshalb zur Gewohnheit gewordenen Begriff; eine psychische Tatsache, mag sie auch wie eine Naturmacht wirken, kann aber nie an die Stelle der Erkenntnisbegründung treten. Betrachtet man den Begriff als logisches Gebilde, so kann er keine Geltung beanspruchen, da es unstatthaft ist, von der logischen Ordnung in die ontologische hinüberzuschließen. Sieht jemand ein, daß der Name Gottes etwas bezeichnet; im Vergleich zu dem nichts Höheres gedacht werden kann, so besteht diese Idee zunächst nur im Denken, über ihre Geltung in *rerum natura* ist damit noch nichts ausgemacht.

Angesichts der verschiedenen Beurteilung dieses Beweises gibt es keinen anderen Weg, als das „Proslogium“ aufzuschlagen und genau zuzusehen, worin denn Anselms Gedanke im letzten Grunde besteht und zugleich Umschau zu halten, ob das „Proslogium“ nicht im inneren Zusammenhang mit dem „Monologium“ und mit der Schrift „Über die Wahrheit“ steht und von daher beleuchtet wird.

¹ Aus meinem eben erscheinenden Buch: „Grundprobleme der Metaphysik“, Verlag Schöningh, Paderborn.

Im Vorwort des „Proslodium“ berichtet Anselm, er habe gesucht, ob sich nicht im Gegensatz zu den vielen Argumenten des „Monologium“ bloß ein einziges Argument auffinden lasse, das, selbst keiner Begründung bedürftig, sicher erhärte, „daß Gott wirklich ist, und zwar das höchste Gut, das keines anderen bedarf, dessen aber die anderen zu ihrem Sein, und zwar rechten Sein bedürfen“. Nicht die Überzeugung von Gottes Dasein soll bei Anselm aufgebaut werden. Diese Überzeugung steht wie für jeden christlichen Denker, der nach Gottesbeweisen sucht, so auch für den Benediktinermönch mit dem augustini-schen Motto „fides quaerens intellectum“, längst auf anderem Wege fest. Anselm verlangt, ein wenig die Wahrheit einzusehen, an die sein Herz glaubt und die es liebt. Er verlangt nicht nach Einsicht, um zum Glauben zu kommen, sondern er glaubt, um zur Einsicht zu kommen, und auch das glaubt er, daß er ohne vorherigen Glauben nimmer zur Einsicht gelangt. Und so hofft er, daß das ihm eingeschaffene Bild Gottes, auf Grund dessen er sich an Gott erinnere und an ihn denken könne, das aber durch die Sünde verdunkelt sei, wieder neu gestaltet werde (Prosl. c. 1). Anselms Ausgangspunkt ist ein religiöser, nicht bloß in der Gesamthaltung, sondern auch in der speziellen Ausgestaltung seines Beweises, insofern ihm der Obersatz durch seinen religiösen Glauben an die Hand gegeben wird. Dieser Obersatz ist die Idee Gottes als eines Wesens, im Vergleich zu dem nichts Größeres gedacht werden kann. Selbst der Tor, der in seinem Herzen spricht, es gibt keinen Gott, versteht, was er hört, wenn er Gott als allergrößtes Wesen ausgesprochen hört, und muß zugeben, daß wenigstens im Verstande ein solches Wesen existiert. Aber, so folgert jetzt Anselm weiter, ein Wesen, im Vergleich zu dem kein Größeres gedacht werden kann, kann nicht bloß im Verstande sein. Denn verglichen mit ihm hätte ein vollkommenstes Wesen, das nicht bloß im Verstande, sondern in Wirklichkeit existiert, ein positives Merkmal voraus. Macht man mit der Idee eines allervollkommensten Wesens Ernst, so muß diesem Wesen nicht bloß das esse in intellectu, sondern auch das esse in re zugesprochen werden. Der Schlußsatz läßt keinen Zweifel, daß es Anselm nicht in erster Linie um die besondere Seinsweise, sondern um das Dasein Gottes zu tun ist.

Man sieht deutlich, worum es sich bei Anselm handelt: um die rationelle Ausdeutung und Auswertung, Entfaltung der vom Glauben überlieferten Gottesidee. Er benützt die von der Religion übermittelte Idee Gottes als des allervollkommensten Wesens, um aus ihr heraus Gottes Dasein zu beweisen. Das „Credo ut intelligam“ ist von Anselm wörtlich genommen. Der Glaube verhilft ihm zur Einsicht. Wendet man ein, Gott müsse nur dann existieren, wenn feststehe, daß ein vollkommenstes Wesen gedacht werden müsse, aber das letztere habe eben Anselm nicht bewiesen, so ist zu antworten: Gewiß hat er dies nicht bewiesen, sondern von der Religion übernommen. Wendet man weiter ein, dann sei eben der Beweis kein philosophischer Beweis, sondern das Argument bedeute nur für den etwas, der die gleiche Glaubensvoraussetzung hat, so würde das Anselm bereitwilligst zugegeben haben. Der ontologische Gedankengang ist der Ausdruck der religiös inspirierten Geisteshaltung eines Mannes, bei dem Einsicht und Glauben im tiefsten Seelengrunde verwurzelt und miteinander

verbunden sind. Der Glaube ist für diesen Lebensphilosophen so sehr mit der Ganzheit des geistigen Menschen organisch verwachsen, daß er nicht bloß Wille und Gemüt ausfüllt, sondern auch mit dem Verstande verschiedentlich in Beziehung tritt, als Antrieb für die Spekulation, durch Bereitstellung eines geeigneten Ausgangspunktes für die rationelle Rechtfertigung des Geglauten. Es handelt sich bei ihm um ein Einsichtigmachen dessen, was eine Glaubensidee als Konsequenz für die Existenz des gemeinten Gegenstandes in sich schließt. Und wie sehr er von dem Gelingen überzeugt war, bekunden seine Worte: „Was ich durch die Gnade zuerst glaubte, das sehe ich durch deine Erleuchtung bereits so ein, daß, wenn ich deine Existenz nicht glauben wollte, ich sie einsehen müßte“ (Prol. c. 4). Man mag eine durch den Glauben bereitgestellte Idee als ungeeigneten Ausgangspunkt für einen Beweis betrachten, jedenfalls muß eine Kritik des Anselmschen Argumentes diesen Ausgangspunkt respektieren. Auch der Hinweis auf die Gottesleugner ist kein Einwand gegen Anselm. Für Anselm gibt es so wenig wie für Augustin und die antike Mystik eine Erkenntnis ohne göttliche Erleuchtung, die eben der Sünder und der Tor nicht besitzen. Und daß Philosophen Gott für einen Körper gehalten haben, spricht nicht dagegen, daß sie Gott als das höchste Wesen gedacht haben; sie hielten eben, wenn auch irrtümlich, das Merkmal der Körperlichkeit mit dem Begriff des höchsten Wesens vereinbar.

Wie steht es nun mit dem Haupteinwand, mit dem Sprung vom Gedanklichen in die Wirklichkeit? Man wird Anselm entgegenhalten müssen: Mag eine Idee, hier die Idee eines vollkommensten Wesens, auf welche Weise auch immer, uns gegeben sein, sie ist zunächst nur ein Gedankliches in uns und die entscheidende Frage ist, ob das von ihr Gemeinte auch in Wirklichkeit vorkommt. Die Genesis einer Idee sagt zunächst nichts darüber aus, ob ihr ein realer Gegenstand im Seinskosmos entspricht. Der Kernpunkt ist nicht, daß ein vollkommenstes Wesen gedacht wird, sondern daß ein vollkommenstes Wesen existierend gedacht werden muß. Dennoch handelt es sich für Anselm nicht um einen Sprung vom Logischen ins Ontologische, weil sich beide Gebiete nicht wie zwei verschiedene Welten gegenüberstehen. Im Logischen steckt schon das Ontologische. Nur das Wirkliche ist denkbar. Die Parallelität von Gedanke und Sein, steht für Anselm fest. Dem Stufenreich des Seienden entspricht ein Stufenreich von Ideen mit mehr oder minder vollkommenem Inhalt. Wie sollte der Idee, die das Höchste ausspricht, kein Seiendes entsprechen? In der Idee leuchtet eine transzendente Ordnung der Dinge auf. Im „Monologium“ kommen diese erkenntnis-theoretisch-metaphysischen Grundlagen deutlicher zum Ausdruck, fehlen aber auch im „Proslogium“ nicht ganz. Der Beweis, dem eine ontologisch unterbaute Begriffspyramide zugrunde liegt, hat zwar nichts mit einem extremen Begriffsrealismus zu tun, ist allerdings an eine realistische Erkenntnislehre und Metaphysik gebunden, und kommt nahe an Gedankengänge des Stufenbeweises heran. Gaunilos Insel-Gegen-Argument („die Idee einer vollkommensten Insel müßte die Existenz dieser Insel sicherstellen“), geht daher völlig daneben. Als ob der Gottesbegriff ein beliebig gebildeter Begriff wäre, als ob die Anwendung des Begriffes eines alle Vollkommenheiten

in absoluter Steigerung besitzenden Wesens auf ein anderes Wesen außer auf das Summum ens = ens a se nicht widersinnig wäre! Mit Recht weist Anselm in der Auseinandersetzung mit dem Mönch Gaunilo auf die Einzigartigkeit des Falles hin. Daß der Gottesbegriff für ihn zugleich ein Wertbegriff ist, ist selbstverständlich. Das Gewicht von Anselms Beweis liegt nicht auf dem „wirklich daseienden Denkvollzug“, sondern auf dem objektiven Inhalt der Idee selbst, der für Anselm durch sein Festhalten an der Parallelität von Sein (Wert) und Gedanken feststand. Freilich verliert dadurch der Gedankengang von seiner (absoluten) Apriorität und kann in eine Fassung eingehen, die unabhängig vom religiösen Ausgangspunkt diskutierbar ist.

Hat L e i b n i z recht, daß mit der inneren Möglichkeit und Widerspruchslosigkeit des Gottesbegriffes die Existenz Gottes gesichert ist? Die Antwort kann nur lauten: Auch die innere Möglichkeit und Widerspruchslosigkeit des Gottesbegriffes erfolgt nur an Hand der Weltgegebenheiten. Wenn ich den Begriff des Dreiecks habe, dann steht mit dem Begriffsinhalt fest, daß die Winkelsumme = $2R$ ist. Wenn ich die Gottesidee habe, dann steht nicht bloß an sich, sondern auch für uns fest, daß die reale Existenz zum Wesen Gottes gehört. Nur bleibt bestehen, daß die Einsicht in das Was – daß – Verhältnis Gottes auf Grund der Einsicht in die Weltgegebenheiten gewonnen ist.

K a n t s Gegnerschaft wiegt nicht schwer. Die Behauptung, jeder Existentialsatz sei synthetisch, gilt für kontingente Dinge, aber nicht für Gott. Das Gegenargument von den 100 Talern, das so recht die Loslösung unserer Begriffswelt von der Seinswelt offenbart, hat Hegel eine „Barbarei“ genannt. Gott ist ein Gegenstand ganz anderer Art als 100 Taler oder sonst ein besonderer endlicher Gegenstand. Ist, wie bei H e g e l, der logische Prozeß mit dem metaphysischen Prozeß identisch, muß sich der reine für sich seiende Begriff notwendig realisieren, dann ist der ontologische Beweis der Gottesbeweis. Das ist er nicht, weil Gedanke und Sein nicht identisch sind. Aber der Grundgedanke bleibt: „W ä r e das Größte nicht, dann wäre das G r ö ß t e nicht; es ist aber undenkbar, daß das Größte von allem nicht wäre.“ Erhebt man diesen Satz H. L o t z e s in die metaphysische Wesensordnung, dann spricht er eine Wahrheit aus, der sich der endliche Menscheng Geist nicht entwinden kann.